



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

genug der verkehrten Welt? Wir befinden uns thatsächlich im Stande der Notwehr, es müssen feste Plätze gegründet werden, und die Hospize mögen als die ersten Forts dienen.

„Lassen wir die Semitenfrage, erklärte endlich der Senior der Gesellschaft, wir werden sie so wenig wie die soziale lösen, und wenn wir über die Polizeistunde beisammen blieben.“ Das Thema wurde verlassen. Ich aber erwog das Gehörte im lieben Gemüte, nahm mir vor, mir selbst ein Urteil zu bilden, und bestellte vor dem nächsten Besuche Berlins ein Zimmer in einem Hospiz. Es war das letzte und daher wohl nicht das beste, aber gut und sauber, die Bedienung sehr aufmerksam, Speise und Trank befriedigend, die Preise denen in anständigen doch nicht vornehmen Hotels entsprechend. Im ganzen Hause herrschte Ruhe, man bewegte sich in gebildeter Gesellschaft, der allerdings auch — man erschrecke nicht! — einige Agrarier anzugehören schienen. Die Damen entfalteten keinen unpassenden Kleiderluxus, die einzelnen Gruppen unterhielten sich in gemessenem Tone, ohne Geschrei und lautes Lachen, ich wurde nie von zuthulichen Nachbarn einem peinlichen Verhör nach dem Kategorienschema Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando unterzogen. Auch fand kein Zwang zur Teilnahme an den Morgenandachten statt, und daß am Sonntage vom Hofe aus der Gesang frischer Knabenstimmen zu mir heraufdrang, gab mir keinen Anlaß zur Beschwerde. Bei der Abreise drängte sich nicht das Dienstpersonal um mich, nur der Portier wünschte mir von seinem Platze aus glückliche Reise: ich hatte nämlich mit der Rechnung auch „Ablösung der Trinkgelder“ nach einem bestimmten Prozentsatze entrichtet. Das ist praktischer als die offizielle Abschaffung des Trinkgeldunfuges durch Erhöhung der Preise für Wohnung und Kost, denn trotz dieser Maßregel muß der Abreisende doch Spießruten laufen zwischen wehmütigen Ober- und Unterkellner-, Mädchen- und Hausknechtgesichtern. Genug, ich war ganz zufrieden und beabsichtige der neuen Schöpfung treu zu bleiben, so lange sie ihren Grundsätzen treu bleibt.



Litteratur

Der deutsche Soldat im amerikanischen Bürgerkrieg. Von William Boeke, ehemaligem Kapitän der Kompagnie D des 24. Illinoiser Infanterieregiments. Chicago, Kölling und Klappenbach, 1896

Diese Schrift von dreißig und vierzig Seiten ist zwar nur ein erweiterter Vortrag. Wir glauben aber doch die Aufmerksamkeit unsrer Leser darauf lenken zu dürfen. Die deutschen Soldaten im nordamerikanischen Bürgerkrieg sind in Deutschland nicht nach Verdienst bekannt geworden und anerkannt worden. Ihre Haltung und ihre Leistungen sind auch in der ungemein reichen anglo-amerikanischen Litteratur über die Kämpfe von 1861 bis 1864 nicht mit geschichtlicher Treue behandelt. Behren sich die Deutschen auch in diesem Falle nicht ihrer Haut, so werden ihre Opfer für die Erhaltung der Union in kurzer Zeit gerade so vergessen sein, wie die Verdienste der deutschen Pioniere um die Begründung der Kolonien, aus denen die Vereinigten

Staaten entstanden sind. Da nun dieser Vortrag vor dem Litteraturverein der Northwestern University in Evanston (Illinois) in sehr würdiger, sachlicher Weise einen geschichtlichen Überblick der hervorragenden Leistungen deutscher Regimenter in den Heeren der Nordstaaten giebt, so möchten wir, daß er in Deutschland Beachtung fände. Soll man die Hoffnung aufgeben, daß einer von unsern Militärschriftstellern zu den Feldzügen der nord- und südstaatlichen Armeen zurückkehrte und der hervorragenden Teilnahme unsrer Landsleute an ihnen unparteiisch gerecht würde? 1864, 1866 und 1870/71 sind fast ausgeschöpft. Jene Feldzüge sind aber schon wegen ihrer gewaltigen Raumverhältnisse noch immer lehrreich, und der nationale Gehalt, den sie für uns bergen, ist ein Schatz, der nicht ungehoben liegen bleiben sollte.

Die Deutschen haben über 185 000 Mann zu den Heeren gestellt, die der Norden in den drei Jahren des Krieges aufbrachte. Nach ihrer damaligen Volkszahl hätten sie etwa um ein Drittel weniger zu stellen gehabt. Davin zeigt sich die alte teutonische Kriegslust, die plötzlich wieder aufloderte. Aber noch etwas höheres liegt darin. So durchglüht von Begeisterung für die Sache des Nordens ist kein Teil der Bevölkerung, außer den Neuengländern, in den Kampf gezogen. So wie deutsche Pennsylvanier zu den ersten gehörten, die der Sklaverei in ihren Gebieten entgegentraten — es war 1688 —, so hat Abraham Lincoln seine Präsidentschaft nur durch die geschlossene Abstimmung der Deutschen gewonnen. Der Senator Sumner schrieb 1862, zwei Jahre nach der Wahl, die die Entscheidung gebracht hatte: „Unsre deutschen Mitbürger sind in dem ganzen langen Kampfe mit der Sklaverei nicht bloß ernst und wahr geblieben, sondern haben die große Frage auch immer in ihrem wahren Wesen und ihrer Wichtigkeit erkannt. Ohne sie würde unsre Sache in der letzten Präsidentenwahl nicht gesiegt haben.“ Und so sind sie auch am frühesten kriegsbereit gewesen. Dem Ruf Lincoln's, nach der Eröffnung des Bürgerkriegs mit dem weltgeschichtlichen Schuß auf Fort Sumter am 12. April 1861, folgten in dem bedrohten Westen zuerst nur Deutsche. Ein deutsches Regiment hob, noch ehe im Westen die Feindseligkeiten ausgebrochen waren, in Missouri das Lager der Konföderirten bei Jackson auf und rettete damit den wichtigen Schlüsselpunkt St. Louis. Kein geringerer als General Grant hat diese That in seinen Erinnerungen gefeiert, nicht allerdings ohne die bezeichnend amerikanische Bemerkung, daß es für diese Amerikaner besonders schmerzlich gewesen sei, von Deutschen gezwungen zu werden, den Platz aufzugeben. Als die Unionsarmee am 21. Juni 1861 ihre erste Niederlage bei Bull Run erlitt, deckte eine deutsche Brigade unter Wrenker, die allein sich nicht in die schmähliche Flucht mit fortreißen ließ, den Rückzug und hinderte die Verbündeten, geradezu auf Washington zu marschiren. Einen der ersten Erfolge erzielte am 19. Januar 1862 General Thomas durch den Bajonettangriff des rein deutschen 9. Ohio-Regiments unter dem Befehl des Kölners Kämmerling. Es war die Schlacht bei Mill Springs, wo der südstaatliche General Zollikofer fiel. Ein Regiment, das sich bei mehreren Gelegenheiten mit Ruhm bedeckte, war das 32. Indianaregiment unter dem Hessen Willich, dessen „verzweifelte Angriffe“ in der Schlacht bei Shiloh (April 1862) der amtliche Bericht besonders hervorhebt. Von der Panik von Chancellorsville (2. Mai 1863), in die hauptsächlich die von Karl Schurz befehligte deutsche Division hineingerissen wurde, giebt Voche eine eingehende Darstellung, die den nach langem Streite sichergestellten Hauptpunkt bestätigt, daß die Schuld an der verhängnisvollen Umgehung der Flanke, auf der Schurz stand, dem Oberkommandirenden der Bundesstruppen Howard zufällt, der die von Schurz erkannte und gemeldete Gefahr nicht sehen

wollte und seinen rechten Flügel ruhig überfliegen ließ. In dem heftigen Herüber und Hinüber von Anklagen und Vorwürfen wegen des Verlustes der Schlacht von Chancellorsville ist noch heute lehrreich die Illoyalität, mit der die Angloamerikaner nicht bloß in Zeitungen, sondern auch in amtlichen Schriftstücken die deutsche Truppe verleumdeten, ohne von begründeten und anerkannten Berichtigungen Notiz zu nehmen. Sie sollte nicht vergessen werden. Die Zurückeroberung der bei Chikomanga am 19. September 1863 verlorenen Artillerie durch das schon genannte deutsche Regiment unter Kämmerling, eine der schönsten Waffenthaten des Krieges, verschwieg selbst die New York Tribune, als sie den übrigen Schlachtbericht wörtlich brachte. Die Beschwerde des damaligen Oberkommandirenden General Thomas über die Zurücksetzung der Deutschen hebt sich glänzend von dem planmäßigen, man möchte sagen instinktiven Übersehen der Leistungen der deutschen Soldaten und Führer ab. Freilich war gegen die Thatfachen auf die Dauer nicht anzukämpfen. Am Schluß des Krieges standen zwei Deutsche, die Generale Ofterhaus und Weigel, an der Spitze von Armeekorps. Und es war eine merkwürdige Fügung, daß die zwei Mittelpunkte des südstaatlichen Widerstandes, Richmond und Charleston, von deutschen Offizieren, Weigel und Schimmelpfennig, zuerst besetzt wurden, und daß Weigel an der Spitze seiner Regiments dem am 4. April Richmond besuchenden Lincoln den ersten Gruß der Sieger brachte.

Wenn die von George Washington stets hochgehaltenen Verdienste Steubens und anderer deutscher Offiziere um den Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner in Amerika zögernd anerkannt worden sind und nach hundert Jahren feststehen, so hat am meisten dazu F. Kapps vorzügliche Biographie Steubens beigetragen. Wird nicht unter den lebenden Deutschamerikanern einer erstehen, der den deutschen Helden des nordamerikanischen Bürgerkrieges ein ebenso leuchtendes und dauerndes Denkmal setzt?

Das Getreidemonopol als soziale Maßregel von Emil Kühn. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1896

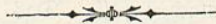
In dieser Schrift eines warmherzigen, gescheiten und weitblickenden Patrioten müssen wir die Begründung des Monopols von dem vorgeschlagenen Plane der Durchführung unterscheiden. Die Begründung ist die gewöhnliche agrarische, und die lassen wir nicht gelten. Wir geben, auf eigne Erfahrungen gestützt, nicht zu, daß die Landwirte bei den heutigen Getreidepreisen, die übrigens mit der Zeit von selbst wieder steigen werden — sie fangen ja schon an —, nicht bestehen könnten, wir wissen ganz genau, daß ihnen, soweit sie sich in Gefahr befinden, bei der herrschenden Geldwirtschaft durch Hebung der Preise ihrer Produkte nicht zu helfen ist, weil jede solche Hebung zugleich den Gutswert hebt und dadurch für neue Käufer die Produktionskosten steigert, die alten Besitzer aber zur Vermehrung ihrer Schulden reizt. Aber freilich, diesem Wesen will der Verfasser steuern. Die Durchführung seines Monopolplans soll auf dem Lande die Naturalwirtschaft teilweise wieder herstellen, soll bei den Bauern wirkliches Gemeindeleben erzeugen, das jetzt fehlt, und die Großgrundbesitzer sollen die Wohlthat des Monopols mit sozialen Leistungen bezahlen. Dieses dreifache Endziel hat unsern vollsten Beifall; und kann es durch das Getreidemonopol verwirklicht werden, so soll uns dieses willkommen sein. Kühns Plan ist ein Stück gesunder Sozialismus, aber gerade, weil er gesund ist, werden die Maßgebenden nichts davon wissen wollen. Denn ein Stück Sozialismus wollen heute zwar alle, gerade die unersöhnlichsten Sozialistenfeinde am entschiedensten, aber jeder will nur das Stück Sozialismus, das ihm nützt, keiner einen solchen,

der allen zu gute käme. Die kleine Schrift enthält sehr viel Interessantes und Beherzigenswertes, besonders über das Bauernleben, das der Verfasser aus Erfahrung genau kennt, und sie liest sich gut.

Ein neuer Ketter der Landwirtschaft. Unter dem Titel: Landwirte, die Augen auf! (in Kommission bei Klinger in Berlin, 1896) erörtert ein Eigenbrödlar den Einfluß, den die Durchführung des Kanitz'schen Planes auf die Getreidepreise haben würde, und findet, daß sie gar nichts nützen würde. Der Verfasser ergeht sich seitenslang in so heftigen, wegen ihrer Inhaltlosigkeit überflüssigen Ausfällen auf den Grafen Kanitz und den Bund der Landwirte, daß man ihn für einen Deutschfreisinnigen halten würde, wenn nicht auf dem Titelblatte „von einem ostelbischen Konservativen“ stünde und wenn sich nicht nach der Einleitung bald zeigt, daß seine Schrift gegen die Börse gerichtet ist. Eben deswegen ist er gegen Kanitz ergrimmt, weil dieser die Börse an sich für notwendig hält und sie nur reformiren, nicht vernichten will. Der Verfasser geht nämlich noch über Rußland und Klapper hinaus und behauptet, Angebot und Nachfrage hätten gar nichts zu bedeuten, die Börse mache allein die Getreidepreise mit souveräner Macht nach Spekulationsbedürfnis, Laune und Willkür. Darüber sagen wir nun weiter nichts, als daß die Zahlen, die zum Beweise beigebracht werden, das Gegenteil beweisen. Die eine Behauptung des Verfassers allerdings, daß hohe oder niedrige Getreidezölle für sich allein die Einfuhr noch nicht hemmen oder beschleunigen, findet in seinen Zahlen ihre Bestätigung. Dagegen sieht man an ihnen ganz deutlich, wie die Preise vom Vorrat abhängen. Man muß nur nicht, wie der Verfasser thut, die heimische Ernte allein, sondern den Gesamtvorrat mit den Preisen vergleichen. Der Verfasser selbst erleichtert das, indem er ehrlich oder unvorsichtig genug ist, die Summen von inländischem Ernteertrag und Einfuhr auszurechnen. Die beiden Jahre mit dem größten Roggenvorrat: 1878 mit 7865000 Tonnen und 1894/95 mit 7771000 Tonnen, haben die niedrigsten Preise: 131,8 und 117,75 Mark, die drei Jahre mit dem kleinsten Vorrat: 1880 mit 5643000, 1881 mit 6023000 und 1891 mit 5626000 Tonnen die höchsten: 187,9, 195,2 und 211,23 Mark. Natürlich entsprechen die Preise dem jedesmaligen Vorrat nicht ganz genau, weil ja im Anfange die Bestände aus dem Jahre vorher noch einwirken, im weitern Verlauf dann die Ernteaussichten. Die Abweichungen in den angeführten Zahlen lassen sich übrigens leicht erklären. Im Jahre 1894/95 mag der Roggenpreis darum tiefer gesunken sein als 1878, weil der Weizenvorrat in den drei Jahren 1892 bis 1894 sehr groß war; und weil man in den Jahren 1878 und 1879 sehr reichlich versorgt gewesen war, so ist die Wirkung der schlechten Ernte des Jahres 1880 erst im Jahre 1881 vollständig zum Vorschein gekommen.

Als Heilmittel schlägt der ostelbische Konservative anstatt des Kanitz'schen Staatsmonopols das Privatmonopol landwirtschaftlicher Genossenschaften vor, das den Gewinn der Börse, der Händler, der Großmüller und der Bäcker beseitigen und nicht allein den Landwirten einen stets gleichen Roggenpreis von hundertundfünfzig Mark (den Durchschnitt der letzten zehn Jahre) sichern, sondern auch den Konsumenten das Brot billiger machen soll. Das Monopol soll nicht ein gesetzliches, sondern nur ein thatsächliches sein; die Genossenschaften sollen alle ihre Konkurrenten, in erster Linie die Börse, dadurch tot machen, daß sie sie beim Einkauf überbieten und beim Verkauf unterbieten. Die Prüfung des Organisationsplans, den der Verfasser entwickelt, überlassen wir den Sachkundigen. Selbstverständlich

hätten wir gegen die Durchführung des Planes, wenn sie gelänge, nicht das mindeste einzuwenden; wir sagen zu allen solchen Vorschlägen weiter nichts als: macht nur die Sache, und wenn sie gelingt, so soll es uns freuen! Aber ein paar Bemerkungen, die dem Unternehmen keinen Eintrag thun, wollen wir uns doch erlauben. Zunächst die, daß der Verfasser die Preise, die seiner Ansicht nach an der Börse willkürlich gemacht werden, doch im ganzen dem natürlichen Verhältnis von Angebot und Nachfrage entsprechend finden muß, sonst würde er doch nicht den Durchschnittspreis der letzten zehn Jahre als Normalpreis für die Zukunft wählen. Der Vorwurf, der der Börse gemacht wird, beschränkt sich also darauf, daß sie die vom wechselnden Ernteausfall erzeugten Preisschwankungen nicht verhüte oder sie wohl gar verstärke. Nun sind aber diese Schwankungen vor der Entwicklung des heutigen Weltverkehrs noch viel stärker gewesen, und es erscheint immerhin schon als eine bedeutende Leistung, daß der heutige Welthandel ihr Maximum auf hundert Prozent herabgesetzt hat. Gelingt es einer landwirtschaftlichen Organisation, den Wechsel der Ernteergebnisse so vollkommen auszugleichen, daß die Preisschwankungen ganz verschwinden, so wird sie etwas Großes, ja etwas Angeheures geleistet haben; aber daß die beabsichtigte gewaltige Leistung ein entsprechend gewaltiges Wagnis erfordert, das werden sich die Beteiligten hoffentlich nicht verheimlichen. Der Weg ist ja durch Gründung von Getreideverkaufs- und Silogenossenschaften schon beschritten worden, und bei vorsichtigem Weiterschreiten könnte man mit der Zeit wohl zum Ziele gelangen. Aber mit der Erreichung dieses Zieles — das müßte den Gegnern des Sozialismus doch eigentlich sehr bedenklich erscheinen — wäre ein gut Stück Sozialismus verwirklicht; die Angehörigen von drei Berufen, die bisher auf den Erwerb in freier Konkurrenz angewiesen waren, die Getreidehändler, die Müller und die Bäcker würden in besoldete Genossenschaftsbeamte umgewandelt, und die Möglichkeit, sich durch Unternehmergeinn Vermögen zu erwerben, wäre ihnen versperret; weit mehr noch als heute schon wären also dann die „Umstürzler“ zu der Frage berechtigt: warum soll es dem und dem, warum soll es überhaupt noch jemandem erlaubt sein, reich zu werden? Auch würden die Genossenschaften bei weitem nicht alle die Unternehmer, die jetzt in den drei Berufszweigen thätig sind, als Beamte brauchen. „Der Platz ist für die Menschen zu eng geworden,“ ruft unser ostelbischer Konservativier, „über Bord die unnützen Fresser!“ Ganz unsre Ansicht! Nur leider sind die unnützen Fresser so zahlreich, und es giebt so einflußreiche darunter, daß sie sich wohl wehren werden. Den eigentlichen Punkt, daß die Ansichten über den Nutzwert der verschiedenen Brot- und Kucheneffer sehr verschieden sind, wollen wir dabei noch ganz im Dunkeln lassen. Endlich aber: giebt es denn vom agrarischen Standpunkte aus überhaupt „unnütze Fresser“? Ist nicht für eine Klasse, der nichts in der Welt so sehr am Herzen liegt als die Hebung der Getreidepreise, jeder Fresser ein nützlicher Mensch, bloß dadurch daß er frißt, wobei es ganz gleichgiltig ist, was er sonst thut oder nicht thut? Es ist nur ein altes kindliches Quartanersprüchel, aber trotzdem gar nicht zu verachten: *Quidquid agis, prudenter agas, et respice finem.*



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig